



Erscheint Mittwoch und Samstag

Obwaldner Volksfreund.



Abonnementspreis:
Für die Schweiz: jährlich Fr. 9.50;
halbjährlich Fr. 5.—; spesenfreie Ein-
zahlung auf Postchek-Konto VII/1085.

Insertionspreis:
Für Obwalden die 1spaltige Nonpareille-
zeile 15 Cts., für auswärtige 20 Cts.:
Reklamen 45 Cts. die Zeile.
Wiederholungen Rabatt.

Insertions-Annahme:
Schweizer-Annoncen A.-G., Luzern
(Annoncen-Exp. J. Hort)
und deren sämtliche Filialen.

Bestgelesenes Blatt in Obwalden.

Druck und Expedition:
Louis Ehrli, Sarnen. — Telephon Nr. 32.

Zweihundfünfzigster Jahrgang

Nr. 1

Mittwoch, 4. Januar 1922

* * Das neue Jahr

hat seinen Lauf begonnen. Auf allen Lippen schwebten gute Wünsche. Mögen sie auch noch so mannigfaltig und so verschiedenartig sein, so lassen sie sich doch alle in das eine Wort zusammenfassen: „Glück!“ Glücklicherweise möchten alle Menschen werden; aber die Wege, welche sie einschlagen, um zum Glück zu gelangen, gehen weit auseinander und befinden sich nicht selten sogar in einer entgegengesetzten Richtung. Auch wir möchten unsern verehrten Lesern aufrichtigen Herzens ein gutes und ein glückliches neues Jahr wünschen. Dazu gehört vor allen Dingen Gottes Segen. Noch immer hat sich der Psalmvers bewährt: Wenn der Herr das Haus nicht baut, so arbeiten die Bauleute umsonst. Wenn der Herr die Stadt nicht behütet, so wacht der Wächter vergeblich. Wenn es sich auch nicht darum handelt, ein Haus zu bauen oder eine Stadt zu bewachen, so gilt doch heute noch das unvergängliche Wort: „An Gottes Segen ist alles gelegen.“ In diesem Satz liegt ein großer Trost. Wenn man Angesichts der gegenwärtigen Zeitlage nur von der Einsicht und der Kraft der Menschen Hilfe und Heil erwarten müßte, dann könnte man nur mit schwerem Bangen das neue Jahr antreten. Die Aussichten gestalten sich so trüb und düster, daß man weit zurückblättern müßte in der Geschichte, um einer Jahreswende zu begegnen, welche sich unter so ungünstigen Zeitverhältnissen vollzogen hätte wie diejenige, die uns jetzt in das neue Jahr hinüberführt. Wie schwer sehen sich diejenigen enttäuscht, welche sich in der Hoffnung wiegen, wenn einmal der Beschützer des Weltkrieges aufgehört habe, dann werde das Glück des Friedens bald wieder überall zurückkehren. Man werde dann rasch wieder überall fruchtbaren und wohl bebauten Wiesen und Aedern und den rollenden Rädern des Fabrikbetriebes, die gar nicht genug Ware produzieren können, begegnen. Überall werde wieder tätig gearbeitet werden und dieser Arbeit sei ein lohnender Erfolg gesichert. Welch' völlig anders gearteten Verhältnissen sieht man sich nun gegenübergestellt. Landwirtschaft, Handel und Industrie sind von einer so schweren Krisis heimgesucht, wie man sie während des Weltkrieges für die Zeit nach demselben wohl nicht geahnt hätte.

Man braucht sich nicht darüber zu verwundern, wenn diese fatalen wirtschaftlichen Verhältnisse ihre Rückwirkung auch auf die politische Lage ausüben. Wer zählt diejenigen, welche dadurch der Sozialdemokratie in die Arme getrieben werden? Es ist zwar in hohem Grade inkonsequent und nichts weniger als ein Beweis für folgerichtiges Denken, wenn diese Tatsache eintritt. Die Sozialdemokratie ist weit davon entfernt, ein Heilmittel für die wirtschaftlichen und sozialpolitischen Schäden der Gegenwart zu sein. Sie kann die Lage nur schlimmer und unter Umständen sogar unheilbarer gestalten. In unserm schweizerischen Vaterlande werden im Laufe des begonnenen Jahres eine größere Anzahl von Fragen schwerwiegender Art ihrer Lösung entgegengeführt werden müssen. Es wird an politischen Bewegungen keineswegs fehlen. Eine solche wird voraussichtlich auch die

auf nächsten Spätherbst fällige Neubestellung des Nationalrates in manchen Kantonen auslösen. Ueber der eidgenössischen Politik schweben beim Beginn des neuen Jahres die drei inhaltsschweren Worte: Bundesreform, Finanzreform und Sozialreform. Jedes dieser drei Worte enthält ein ganzes Programm, dessen Durchführung einen längeren Zeitraum beanspruchen würde. Zwei andere Worte sind es, die beim Beginn des neuen Jahres oft ausgesprochen werden. Auch sie bilden ein Programm, über dessen Inhalt und über dessen Ausführung die Meinungen sehr oft weit auseinander gehen. Die beiden Worte lauten: Abrüsten und Aufbauen! Zweifellos wird im neuen Jahre vieles abzurüsten sein, was der Weltkrieg auch für unsern neutralen Staat im Gefolge gehabt hat. Schon vieles ist abgerüstet worden und manch anderes wird innerhalb Jahresfrist noch zu beseitigen sein. Möchte endlich auch die Stunde schlagen, welche den so vielfach erschöpften europäischen Völkern die militärische Abrüstung bringen wird! Wie unberechenbar vieles wäre damit für das friedliche Gedeihen der Staaten gewonnen! Welch' ein Segen wäre es auch für unser Land, wenn die enormen Ausgaben, welche das Militärwesen verschlingt, auf ein Mindestmaß reduziert werden könnten und wenn die Arbeitskraft, die unsere Jungmannschaft dem Militärdienst widmen muß, zum bedeutenden Teile friedlicher und fruchtbarer Arbeit zugewendet werden könnte.

Aufbauen! — Das sollte überall in der Welt das Lösungswort aller derjenigen sein, welche es gut meinen mit ihrem Land und Volk. Der Weltkrieg hat ein furchtbares Zerstörungswerk verübt an all dem, was menschliche Mühe und Arbeit, menschliche Kraft und Kunst geschaffen haben. Er hat Ruinen aufgehäuft überall da, wohin sein Feuer u. sein Schwert gedungen sind. Aber auch die neutralen Länder sind von seinen Wirkungen keineswegs verschont geblieben. Sind nicht auch wir Schweizer dessen Zeugen Tag für Tag? Nun soll das große Werk des Wiederaufbaues im neuen Jahre um ein gutes Stück vorwärts gebracht werden. Aber dieses Werk, durch welches das Wohl der Menschheit bedingt ist, sollte nicht in der Weise getan werden müssen, daß die Bauleute mit der einen Hand die Bausteine zusammenfügen u. in der andern Hand das Schwert halten müssen, um die Feinde abzuwehren, welche dasjenige, was an aufbauender Arbeit geleistet wurde, wieder zu zerstören drohen. Das ist der Gedanke, der sich unwillkürlich aufdrängt, wenn man bei nahe Tag für Tag in den Zeitungen liest, daß da oder dort wieder Streikbewegungen und Arbeiterunruhen ausgebrochen seien oder auszubrechen drohen. Es ist ein wahres Verhängnis, das auf der Menschheit lastet. Auf der einen Seite mehren sich die Arbeitslosen Tag für Tag in einer ungemessenen Zahl. Sie rufen nach Arbeit, aber sie finden keine solche. Auf der andern Seite legen in gewaltigen Scharen diejenigen die Arbeit nieder, welche Arbeiten könnten und sollten.

In all dem Wirrsal der Zeit, welches der Jahreswende sein weltgeschichtliches Gepräge aufdrückt, gibt es nur einen Ausweg und nur eine Lösung. Sie bestehen in der Rückkehr zu den ewigen Gesetzen der Gerechtigkeit,

der Sittlichkeit und der Ordnung, welche der allmächtige Weltenschöpfer den Menschen in das Herz geschrieben und ihnen als seinen göttlichen Willen kundgetan hat. Möchte sich diese Einsicht und Erkenntnis in immer weiteren Kreisen Bahn brechen und möchten die Menschen auch ihr Tun und Lassen auf diesen Zielpunkt einstellen! Das ist wohl derjenige Neujahrswunsch, den ein offener Blick in die heutige Welt dem denkenden Menschen und ganz besonders dem gläubigen Christen in das Herz und auf die Lippen legt.

Aus dem Kantonsrat

(Schluß.)

Um die Landsgemeinde.

Kantonsrat Adam Wallimann: Die Initiative Läubli ist nicht annehmbar. Anders verhält es sich mit dem Gegenantrag der freisinnig-demokratischen Partei. Man hat gesagt, beide Anträge seien über den gleichen Geist zu schlagen. Das ist meines Erachtens nicht zutreffend. Bei der Initiative Läubli kann jeder Einzelne die geheime Abstimmung verlangen, während beim liberalen Vorschlag es hierzu mehrerer Unterschriften bedarf. Wir würden uns nicht viel vergeben, wenn wir den Antrag der Liberalen als Gegenantrag zur Initiative Läubli annehmen würden. Man hat bereits darauf hingewiesen, daß zu befürchten ist, die Initiative Läubli werde angenommen, wenn der Gegenantrag der Liberalen nicht akzeptiert wird. Es können übrigens Jahre verstreichen, bis gemäß dem liberalen Vorschlag in den Gemeinden geheim abgestimmt werden muß.

Alt Regierungsrat Imfeld: Ich habe scheinbar gesagt, die Bauern hätten bisher nichts versteuert. Wenn ich das gesagt habe, so nehme ich es zurück. Von Sachseln wissen wir, daß bisher dort neben 66 Gewerbetreibenden ein Bauer Erwerb versteuert. Ich hätte also sagen sollen, daß wenigstens ein Bauer Erwerb versteuert hat. Wenn es also vorgekommen ist, daß die Bauern früher zu wenig versteuert haben, so bildet das für sie noch keinen Grund, heute, wo sie nun auch Steuern zahlen sollen, unzufrieden zu sein und in dieser Mißstimmung die Verfassung auf den Kopf stellen zu wollen. Es steht eine grundsätzliche Frage in Diskussion; entweder soll die Landsgemeinde fortbestehen oder nicht, ein drittes gibt es nicht. Der Antrag der Liberalen läßt die Landsgemeinde auch nicht fortbestehen. Die Argumentation, wenn wir nicht ins Wasser fallen wollen, so sollen wir ins Feuer fallen, ist nicht stichhaltig. Wir sind für Verwerfung beider Vorschläge. Und wenn das Landvolk die Landsgemeinde nicht mehr will, so werden wir uns als Demokraten der Mehrheit zu fügen wissen.

Gemeindepräsident Arnold Rötlin: Ich unterstütze die Anregung von Herrn Etlin betreffend die Frage der Totalrevision der Kantonsverfassung. Beide Vorschläge, die in Diskussion stehen, bezwecken die Abschaffung der Landsgemeinde. Heute sollen wir einig gehen; auch die liberale Partei soll heute in ablehnendem Sinne gegen die Initiative Läubli Stellung beziehen.

Kleines Feuilleton.

Das Fähnlein der sieben Aufrechten.

Von Gottfried Keller.

Der Schneidemeister Hediger in Zürich war in dem Alter, wo der fleißige Handwerksmann schon anfängt, sich nach Tisch ein Stündchen Ruhe zu gönnen. So saß er denn an einem schönen Märztage nicht in seiner leiblichen Werkstatt, sondern in seiner geistigen, einem kleinen Sonderstübchen, welches er sich seit Jahren zugeteilt hatte. Er freute sich, dasselbe ungeheißt wieder behaupten zu können; denn weder seine alten Handwerksriten, noch seine Einkünfte erlaubten ihm, während des Winters sich ein besonderes Zimmer erwärmen zu lassen, nur um darin zu lesen. Und das zu einer Zeit, wo es schon Schneider gab, welche auf die Jagd gehen und täglich zu Pferde sitzen, so eng verzahnen sich die Uebergänge der Kultur ineinander.

Meister Hediger durfte sich aber sehen lassen in seinem wohlauferäumten Hinterstübchen. Er sah fast eher einem amerikanischen Squatter, als einem Schneider ähnlich; ein kräftiges und verständiges Gesicht mit starkem Backenbart, von einem mächtigen kahlen Schädel überwölbt, neigte sich über die Zeitung „Der Schweizerische Republikaner“

und las mit kritischem Ausdruck den Hauptartikel. Von diesem Republikaner standen wenigstens fünfundzwanzig Foliobände, wohl gebunden, in einem kleinen Glaschraneke von Ruchbaum, und sie enthielten fast nichts, das Hediger seit fünfundzwanzig Jahren nicht mit erlebt und durchgekämpft hatte. Außerdem stand ein „Kottack“ in dem Schranke, eine Schweizergeschichte von Johannes Müller und eine Hand voll politischer Flugschriften und dergleichen; ein geographischer Atlas und ein Mäppchen voll Karikaturen und Pamphlete, die Denkmäler bitter leidenschaftlicher Tage, lagen auf dem untersten Brette. Die Wand des Zimmerchens war geschmückt mit den Bildnissen von Kolumbus, von Zwingli, von Hutten, Washington und Robespierre; denn er verstand keinen Spaß und billigte nachträglich die Schreckenszeit. Außer diesen Weltbeden schmückten die Wand noch einige schweizerische Fortschrittsleute mit der beigefügten Handschrift in höchst erbaulichen und weitläufigen Denkprüchen, ordentlichen kleinen Aufsätzen. Am Bücherschraneke aber lehnte eine gut im Stand gehaltene, blanke Ordmannsflinte, behängt mit einem kurzen Seitengewehr und einer Patronentasche, worin zu jeder Zeit dreißig scharfe Patronen steckten. Das war sein Jagdgewehr, womit er nicht auf Hasen und Rebhühner, sondern auf Aristokraten und Jesuiten, auf Verfassungs-

brecher und Volksverräter Jagd machte. Bis jetzt hatte ihn ein freundlicher Stern bewahrt, daß er noch kein Blut vergossen, aus Mangel an Gelegenheit; dennoch hatte er die Flinte schon mehr als einmal ergriffen und war damit auf den Platz geeilt, da es noch die Zeit der Putsche war, und das Gewehr mußte unberührt zwischen Bett und Schrank stehen bleiben; „denn“, pflegte er zu sagen, „keine Regierung und keine Bataillone vermögen Recht und Freiheit zu schützen, wo der Bürger nicht in der Hand, selber vor die Haustür zu treten und nachzusehen, was es gibt!“

Als der mackere Meister mitten in seinem Artikel vertieft war, bald zünnend nickte und bald den Kopf schüttelte, trat sein jüngster Sohn Karl herein, ein angehender Beamter auf einer Regierungskanzlei. „Was gibts!“ fragte er barsch; denn er liebte nicht in seinem Stübchen gestört zu werden. Karl fragte, etwas unsicher über den Erfolg seiner Bitte, ob er des Vaters Gewehr und Patronentasche für den Nachmittag haben könne, da er auf den Drillplatz gehen müsse.

„Keine Rede, wird nichts daraus!“ sagte Hediger kurz. „Und warum denn nicht? Ich werde ja nichts daran verderben!“ fuhr der Sohn laut fort und doch beharrlich, weil er durchaus ein Gewehr haben mußte, wenn er nicht